



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaufmann, Max Rudolf: Der Kaufmannsstand in der deutschen Literatur
bis zum Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

— die kann als erfolgt meines Erachtens ohne weiteres angesehen werden — interessierte kommunale Körperschaften oder Fleischerinnungen mit Erlaubnis der Regierung diese Schlachthäuser bauen und durch ganz mäßige Abgaben für Benutzung der Räume das zur mäßigen Verzinsung des Anlagekapitals notwendige Geld sich verschaffen sollen. Das Projekt der deutschen Gerber, das seinerzeit die Korporation der Ältesten der Kaufmannschaft zu Berlin warm unterstützt hat, hat mancherlei für sich. Wenn es auch in der nächsten Zeit nicht sofort ausgeführt wird, so ist es doch wert, für die Zukunft im Auge behalten zu werden, da es sicherlich geeignet ist, die Fleischteuerung zu mindern.

Nach allem Anscheine verhalten die Stimmen, die nach einem Einschreiten des Staates zur Beseitigung der hohen Fleischpreise von allen Seiten erschallen, im Winde. Aufgabe der werktätigen Bevölkerung in Handel und Industrie muß es aber bleiben, wieder und wieder die Regierung um Maßregeln zur Steuerung der Not anzufragen; endlich wird vielleicht doch einmal den Klagen Gehör geschenkt werden. Fleisch gehört unbedingt zur täglichen Nahrung des Arbeiters und sein Preis darf nicht ständig in die Höhe geschraubt werden, wenn man nicht will, daß die Teuerung ein ständiges Wachsen der Löhne verursacht, die wiederum auf die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie dem Auslande gegenüber einen unheilvollen Einfluß ausübt.



Der Kaufmannsstand in der deutschen Literatur bis zum Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts

Von Dr. Max Rudolf Kaufmann=Berlin



önnen wir auch im Urgermanentum von einem eigentlichen Handelsstande nicht sprechen, so wissen wir doch bestimmt, daß eine Art Tauschverkehr bestanden hat. Römische und gallische Händler haben den einheimischen Kaufleuten die Wege geöffnet. Dann aber gehen Jahrhunderte an uns vorüber, ohne uns nähere Kunde über die Ausdehnung dieses primitivsten Verkehrs zu hinterlassen. Erst das Jahr 613 erzählt von einem „königlichen Kaufmann“, königlich freilich nicht im Sinne kaufmännischer Machtentfaltung, wie wir sie in Zimmermanns „Epigonen“ oder bei Gustav Freytag finden, sondern königlich im wörtlichen Sinne des Wortes. Samo hieß der Franke, der in Handelsgeschäften zu den Wenden kam, der dort im Kriege gegen die Awaren eine solche Tapferkeit und Tüchtigkeit entfaltete, daß die Wenden ihn zum König erwählten.

So hat kein Kaufmann mehr den Herrscherthron bestiegen, kein Handelsmann wurde mehr Kaiser oder König, dafür aber waren es die Fürsten, die den Handel förderten und schützten. Der Handelsmann wurde zu des „Kaisers Kaufmann“. Es wurde ihm nicht selten Hofrecht gewährt, wie auch Kaiser Karl der Große einen Juden zum Kalifen schickte, um nähere Handelsbeziehungen mit dem Orient anzuknüpfen. Kennen wir auch die Bedingungen nicht, unter welchen man solche Rechte vergab, noch die damit verbundenen Pflichten, so finden wir diese „*Mercatores Imperatoris*“ doch in den Privilegien der nach England handelnden Kaufleute, zum Beispiel in den Gesetzen König Ethelreds des Zweiten vom Jahre 979.

Es war aber nicht allein dieser kaiserliche Schutz, der den Kaufmann im bürgerlichen Leben zu einer dem Handwerksstande übergeordneten Stellung verhalf, vielmehr waren es Vermögen, Geburtseigenschaft und wahrscheinlich nicht zuletzt auch die auf den weiten Reisen gemachten Erfahrungen. Als bestes Beispiel für das damals genossene Ansehen darf die Gründung der Stadt Freiburg i. B. im Jahre 1120 betrachtet werden: die gewählten vierundzwanzig Ratsmänner waren ausschließlich reiche Kaufleute. Auch der Ursprung Lübecks ist auf eine Kaufmannsanhiedelung zurückzuführen.

Im dreizehnten Jahrhundert hatte die Handelsaristokratie sich mächtig entfaltet. Der Einfluß der Kreuzzüge, die doch indirekt den Ursprung des Geldwesens bilden, trug nicht wenig dazu bei. Zu einer höheren sozialen Stellung konnte der Kaufmann kaum mehr gelangen. Dem Edelmann gleich führte er ein höfisches Leben; der Kaufmannssohn wurde zum Ritter geschlagen.

In der Literatur jener Zeit finden wir den Kaufmann sozusagen nicht. Wohl kommt es vor, daß in Heldenliedern und Ritterromanen Ritter sich in Kaufmannstrachten hüllen, um auf diese Weise auf Eroberungen auszugehen. Daraus jedoch ist nicht etwa eine Mißachtung des Kaufmannsstandes herauszulesen, auch nicht aus der Stelle des Gudrunliedes, wo die Hegelinger, als Handelsleute verkleidet, an den Hof des wilden Hagen kommen und der alte Recke Wate den Vorschlag Frutes nicht teilen will, weil er kein Handelsmann sei und den schönen Frauen keine Kleinode darbringen könne. Denn tatsächlich haben die als Kaufleute verkleideten Helden nichts an Ehren bei ihrem Empfang an Hagens Hof eingebüßt.

Der weltverneinenden Kirche freilich mußte dies allzu mächtige Umsichgreifen des Handels, dieses unermeßliche Sehnen nach Erwerb und Reichtum ein Verderben für die Nation erscheinen. Auf's eifrigste war sie daher bemüht, die kaum errungene soziale Stellung des Kaufmanns zu untergraben. Hieß es in den *Leges portoriae* von 906 oder in andern Urkunden des zehnten und elften Jahrhunderts: „*Judei et ceteri mercatores*“, so reichen sich jetzt Kaufmann und Wucherer die Hände. Und wenn unter dem Einfluß der den Handel verdamnenden Kirche der fahrende Ritter Freidank singt:

„Der Stände hat Gott drei geschaffen,
Bauern, Ritter, Pfaffen.“

so ist hieraus wohl die Mißachtung des durch des Teufels List erschaffenen vierten Standes, der Wucherer, nicht aber die tatsächliche Entwicklungsstufe des mittelalterlichen Handelsstandes zu ersehen.

„Pfefferack“ und „Negoziant“ waren wohl gelegentlich auftauchende Bezeichnungen für den Kaufmann; sie beziehen sich jedoch meistens auf den dem Großkaufmann bei weitem unterstellten Krämer. Denn war auch der Großkaufmann dem Ritter nicht ebenbürtig, so war doch die Ritterwürde mit dem Handel vereinbar. Nicht nur die kulturgeschichtliche Überlieferung erzählt uns von der Rolle, die der Kaufmann trotz der ihm von der Kirche entgegengestellten Widerwärtigkeiten auf dem Welttheater spielt. Auch die Dichtung spricht davon:

Gerade zu derselben Zeit, wohl nicht allzulange nach dem Erscheinen von Freidanks „Bescheidenheit“, fließt aus der Feder des schweizerischen Dienstmannes zu Montfort, Rudolf von Ems, eine Legende, in der ein Kaufmann seine höchsten Triumphe feiert. Ist die Dichtung, das heißt der Stoff, auch nicht deutsches Original, hat anscheinend Rudolf von Ems auch nur etwas aus lateinischer Quelle Stammendes nachgedichtet, so gibt uns dieses Werk dennoch ein sehr wertvolles Bild eines kaufmännischen Charakters. Es spiegelt nicht nur die damalige kommerzielle Ausdehnung wieder, nicht nur erzählt es von den weiten und gefährvollen Seehandelsreisen eines Großkaufmanns, sondern es zeigt uns in der Gestalt des guten Gerhard von Köln den Kaufmann als Verkörperung aller Rechtchaffenheit und Güte. Und nicht nur das steigert den Wert dieser Erzählung: hier wird zum allererstenmal in der deutschen Literatur der Kaufmann zum Held einer Dichtung; zum allererstenmal wird uns klar, daß auch das Schalten und Walten eines Handelsmanns Qualitäten zur dichterischen Verarbeitung in sich trägt. Der Inhalt der Dichtung ist kurz folgender: Kaiser Otto ist so stolz auf seine Tugenden, daß er sich ihrer Gott gegenüber rühmt. Da aber wird ihm von einem Engel die Wertlosigkeit aller Tugend ohne Demut verkündet und ihm als Beispiel der gute Gerhard, ein Kölner Großkaufmann, empfohlen. Der Kaiser zieht gen Köln und der gute Gerhard muß ihm, wenngleich mit innerem Widerstreben, all seine guten Taten erzählen. Nach Reichtum hat auch er einst gestrebt, Meere durchquert, Schätze gesammelt. Da verschlägt ihn einmal der Sturm an eine fremde Küste im Heidenland. Dort findet er englische Ritter und Edle, selbst eine norwegische Prinzessin in schmählicher Gefangenschaft. All sein mühsam erworben Hab und Gut bringt der Kaufmann den Gefangenen zum Opfer und kauft sie los. So wird er zum Lebensretter der Edlen. Die Prinzessin bringt er nach Köln in sein Haus. Hier wartet sie vergeblich auf den ihr seinerzeit angelobten Wilhelm, König von England. Schon glaubt sie ihren Bräutigam verschollen und verspricht sich dem Sohne des guten Gerhard. Der Vermählungstag aber bringt den verloren Geglaubten als Bettler wieder. Der Sohn aber soll nicht zum Ehebrecher an zwei sich schon Versprochenen werden, er muß der Prinzessin ent-

sagen. Allen Dank schlägt der gute Gerhard aus: die Krone Englands, das Herzogtum Kent und die Grafschaft London.

So wird durch eines Kaufmanns Demut der Tugendstolz des Kaisers gebrochen und beschämt; der Kaufmann muß dem Kaiser als Beispiel gottgefälligen Handelns dienen.

Das war die erste deutsche Dichtung, die sich bemühte, nicht nur in das Leben des Kaufmanns, sondern auch in dessen Seele hineinzudringen, dorthin, wo dem Streben nach Reichtum und Gewinn eine Grenze gezogen, wo auch der Kaufmann Mensch ist.

Lange, lange Zeit steht dieses Hohelied vom Kaufmann einzig da. Denn was wir auch an höfischen Epen auf Fundstellen prüfen, keines zeigt uns den Kaufmann in diesem Rahmen. Wohl finden sich in Wolfram von Eschenbachs „Parzival“ das Ansehen des Kaufmanns betreffende Stellen, sie aber zeigen ihn uns nur in höfischem Lichte.

Aber die Nachtigall hört auf zu schlagen. Allmählich verblaßt Frau Welts Schönheit; Liebe und Treue gehen dahin. Der Mond wirft seine Lichtstrahlen nur noch über ins Land träumende Ruinen, aber keine Frauengestalten wandeln mehr nächtlicherweile in den Gärten. Auch die Abenteuerlust lebt sich aus. Sie hüßen und lehren. Auch der gute Gerhard hat von Demut gepredigt.

Das Jahr 1348 kam unheil schwer. Auf ihrem schwarzen Drachen raste die Pest durch das Land. Mit ihr das große Sterben. Die Judenverfolgung kannte keine Grenzen. Sie sollten die Seuche durch eine Brunnenvergiftung ins Land gebracht haben. So mähte, was die Pest auf ihrem Fluge nicht mit sich nahm, die blinde, wütende Hand des Hasses, der Antisemitismus, erbarmungslos nieder. Dieser grenzenlose Haß aber war nicht unmittelbar aus dem Boden gestampft. Lange Zeit, Jahrhunderte hindurch schon, ist er genährt worden.

Nach der Völkerwanderung übernahmen stammfremde Völker den niedern Handel. Vor allen aber die Juden. War ihnen der Handel und Schachergeist auch nicht angeboren, sind sie durch ihre gesellschaftliche Stellung auf diesen Erwerb angewiesen gewesen. Einerseits stammfremd, nicht zum Volke gehörend, genossen die Juden von seiten der Fürsten weitgehende Privilegien. Bald aber hatten die Juden den Geldhandel an sich gezogen, sie allein waren ja berechtigt, was der Bürger nicht tun durfte: Geld gegen Zins zu leihen. So kam naturgemäß der Wucher schließlich zu unerhörten Auswüchsen, zerstörte Land und Volk und das sollte sich jetzt bitter rächen.

Doch auch die Eindrücke des schwarzen Todes waren nur vorübergehende. Von neuem wurde gearbeitet. Universitäten wurden gegründet, der deutsche Handel beginnt sich nach und nach den Weltmarkt zu erobern. Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft blühen wieder auf.

Während im fünfzehnten Jahrhundert die deutsche Hanse ihre höchste Macht entfaltete, Großkaufleute ihre Söhne den Handel studieren ließen, Kaufmannsgeschlechter die Geschicke der Städte leiteten und andererseits Staat und Leben ein

Opfer dieser großartigen Entwicklung wurden, Kleiderluxus und Schwelgerei um sich griffen, Geistlichkeit und Laienwelt sich immer fremder wurden, nahmen in der Dichtung, namentlich im Schauspiel, Satire und Spott überhand. Am Handelsstande, als er in der herrlichsten Blüte stand, ist die Literatur achtlos vorübergegangen. Nur da sucht sie den Handelsmann, wo sie Nahrung für den Spott findet. Und das ist naturgemäß im Kleinhandel, da, wo der jüdische Krämer sein Wännlein aufstellt, sich als betrügerischer Marktschreier und Quacksalber herumdrückt und seine Kundschaft betrügt und bestiehlt, wo er nur kann. So finden wir den Krämer in den Osterspielen, wo er schon in den lateinischen und halb-lateinischen Mystereien eine stehende Figur war. Er verkauft der Maria Magdalena köstliche Spezereien und Schminken und nun, im Jahrhundert der Judenverfolgungen, wird er erst recht das Opfer aller Feindseligkeiten.

Im allgemeinen, wo es sich nicht um Juden handelt, übergehen auch die Fastnachtsspiele den Kaufmann beinahe vollständig. Es lohnt sich kaum, die wenigen Ausnahmen aufzuspüren. Kommt es zuweilen vor, daß ein christlicher Kaufmann Träger einer Rolle ist, so geschieht das nur, um zu zeigen, wie es während der vielen Reisen, die der Kaufherr unternehmen muß, in dessen Heim ausfieht. Der Kaufmann als glücklicher Ehemann ist in den meisten Fällen schlecht daran. Während seiner Abwesenheit liegt die Frau in den Armen ihres Geliebten und es sind Rückkehr und Wiedersehen dann gewöhnlich von heftigem Zanf begleitet. Im ausgehenden Mittelalter entsteht noch eine nennenswerte Komödie: Neuchlins „Henno“. Spielt auch der Kaufmann hier keine erste, so doch eine zweite Rolle. Den Fastnachtsspielen gegenüber ist bemerkenswert, daß nicht der Kaufmann es ist, der zuerst betrügt, sondern der zuerst geprellt wird. Einen ähnlichen Fall finden wir im Luzerner Neujahrsspiel.

Noch ins fünfzehnte Jahrhundert fallen die ersten Anfänge jener bis zur bittersten Satire sich steigenden Kritiken an bestehenden Gewohnheiten der Zeit. Die Humanisten wirkten in diesem Sinne, ebenso war das *Tierepos* satirisch gefärbt. Am schärfsten aber zeichnet sich der Übergang von mittelalterlicher Lehrdichtung zur Polemik der Reformationszeit in Sebastian Brands 1494 erschienenem „*Narrenschiff*“. Vergrößert und vergrößert lernen wir da den Kaufmannsstand kennen, aber auch da wird die Grenzlinie, die den Krämer vom Großkaufmann scheidet, kaum überschritten.

Gegen Bücher und Vorlauf wird gewettert, gegen Christenjuden losgezogen. Falschheit und Betrug ist die Signatur der Zeit. Auf Ehrbarkeit steht niemand mehr. Der Wein wird gepanscht, Salpeter, Schwefel, Totenknochen werden mit Gift verköcht und in Fässer geschüttet. Der Krämer bedient sich zu kleiner Ellen, hat falsche Maße und Gewichte. Die Läden müssen verdunkelt sein, damit der Käufer das schlechte Tuch nicht sehen kann. Den Daumen wägt man mit dem Fleische; Mausekack wird unter Pfeffer gemischt. So zeichnet Brand das Leben in einem Kleinkram. An das „*Narrenschiff*“ lehnen sich die Lehren, welche Brand in seinem „*Liber faceti docens mores hominum praecipue juvenum*“,

in supplementum illorum, qui a Cathone erant omisso“ (1496) austreut. Wer das Handelsgewerbe treiben will, soll sich auf die Richtigkeit der Münzen verstehen, er soll sich vor Betrug verwahren:

„Das er kauffmans gut gering
Vnd bald vßrechnen künn alle ding.“

Auch Thomas Murner hat sich mit der Kaufmannsfrage beschäftigt. Ich denke an Kapitel XXV seiner „Schelmenzunft“. Denjenigen, denen die Kunst des Betrügens noch nicht geläufig sein sollte, gibt er den wohlgemeinten Rat, sich nach Frankfurt zur Messe zu begeben. Dort lernt man des „kauffmans dandt“, wie es in allen Ländern getrieben wird. Der Käufer hat sich gut vorzusehen, denn oben ist alle Ware schön zugestrichelt, darunter aber liegt das Schlechte. Des Kaufmanns Warenstand vergleicht er mit einer Mausefalle, das „Speckly“ soll den Narren fangen. Ihm, dem Dichter, wäre es schon lieber, sein Geld von Dieben gestohlen zu wissen, als auf diese Weise öffentlich betrogen zu werden.

Von der Kanzel des Straßburger Münsters predigt Geiler von Kaisersberg über „die matery von kaufslüten, genampt wannenkremer“. Seine Worte, die Pater Johannes Pauli als Brosamlein aufgelesen und gesammelt hat, sind treffend, sie zeugen von einer bis ins Einzelne gehenden Kenntnis der Gebräuche und Mißbräuche im Handel und Verkehr seiner Zeit. Aber, meint Geiler, ein Kaufmann kann doch auch fromm sein. Und das ist er, wenn er eine rechte Meinung hat von Kaufen und Verkaufen. „Er soll haben gut vnd recht gesind mit was hilff er sein gewerb treibt, Gut gefert, Gut geberd, Gut gesprech, drey G. Er soll feil haben gute kauffmannscheß, nit verlegen ding, erbere ding, die nit verbotten sein.“ Der Kaufmann soll aber auch schauen, wem er seine Waren verkauft. Verbannte, etliche Juden, Sarazenen, Türken u. a. m. sind nicht kaufberechtigt. Monopole, die Geiler „Stupferei“ nennt, sind verpönt. Dem frommen Kaufmann aber, der auf sein Buch schwört, soll man glauben. Der Großkaufmann allein ist existenzberechtigt, der Wannenkramer aber, das ist der Teufel, er hat Narrenwerk feil.

Im Jahre 1520 wirft Martin Luther sein „Sendtschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“ in die Welt.

„Zum ersten wäre hoch not ein gemein Gebot und Bewilligung deutscher Nation wider den überschwenglichen Übersfluß von Kosten der Kleidung, dadurch so viel Adel und reiches Volk verarmt. Hat doch Gott uns, wie andern Landen, genug gegeben, Wolle, Haar, Flachs und alles, was zur ziemlichen, ehrlichen Kleidung einem jeglichen Stande redlich dienet, das wir nicht bedürfen, so greulichen großen Schatz für Seide, Sammet, Guldenstück und was der ausländischen Ware ist, so geudisch verschütten . . . Sollte es noch hundert Jahre stehen, so wäre es nicht möglich, daß Deutschland einen Pfennig behielte, wir müßten uns gewißlich unter einander fressen . . . Darum bitte ich und rufe

hier: sehe ein jeglicher sein eigen, seiner Kinder und Erben Verderben an, das ihm nicht vor der Tür, sondern schon im Haus rumort, und tue dazu Kaiser, Fürsten, Herren und Städte, daß der Kauf nur aufs schierste werde verdammt, und hinfort gewehret, unangesehn . . ." Auch den Fuggern, meint er, müsse ein Baum ins Maul gelegt werden. Denn es kann nicht göttlich zugehen, daß auf einen Haufen so große Schätze gebracht werden. Wenn das weltliche Schwert hier nicht wehrt, prophezeit Luther der Zukunft den Spruch Christi: Matth. 24, 38, 39. Luk. 17, 26 ff.

So predigt der große Reformator der Weltverständigen. Und doch weiß auch er, daß der Handel, daß Kaufen und Verkaufen ein nötig Ding ist, „das man nicht entbehren und wohl christlich brauchen kann“.

Feindlicher noch als der mittelalterliche Klerus, steht die kirchliche Literatur der Reformation weltlichen Dingen gegenüber. Wenn Ulrich von Hutten auch kein unbedingter Gegner des Handels war, so verkörperte für ihn doch das Deutschland des Tacitus das Optimum Germaniae tempus, das Deutschland, welches noch unberührt war vom schädlichen fremden Einfluß, das weder Luxus noch Geld, das auch, wie er in den „Inspicientes“ schreibt, keinen Kaufmannsstand gekannt hatte. Wie Luther, so auch Erasmus. Für ihn sind die Kaufleute die „törichte und schmutzigste Menschenklasse; sie treiben das verdächtigste aller Gewerbe und noch dazu auf die niederträchtigste Weise der Welt“.

So donnerte die Geistlichkeit, seien es nun Lutheraner oder deren Widersacher, die Katholiken, in Wort und Schrift theoretisch gegen den Handel. Wie aber die Kirche in praxi sich dazu verhielt, auch davon reden die überlieferten Nachrichten.

Auch die in jenen Jahren den Büchermarkt überschwemmenden Sprüchwörter-sammlungen setzen sich mit dem Kaufmannsstand und seiner Zeit auseinander, und sie gehen in ihren Auslegungen so ziemlich mit der kirchlichen Meinung zusammen.

Unter den zwischen 1522 und 1565 erschienenen unterhaltenden Sammlungen kommt für die Frage nach dem Kaufmann in der Literatur hauptsächlich das „Kollwagenbüchlein“ des Georg Wickram in Betracht. Im Jahre 1555 übersandte Wickram dies Büchlein seinem Kolmarer Freunde Martin Neuburger, der das Wirtshaus zur Blume besaß und regelmäßig zur Straßburger Messe einen Kollwagen fahren ließ. Das Werk war zur Erheiterung der zur Messe reisenden Kaufleute bestimmt.

Als Vorläufer solcher Schwank-sammlungen kann schon Till Eulenspiegel gelten. Er selbst war auf seinen Wandersfahrten ein betrügerischer Krämer, der mit seiner Schalkhaftigkeit Frankfurter Juden an der Nase herumführt. Auch hat er bei einem Kaufmann in Diensten gestanden. Das ist aber auch alles, was wir bei ihm über den Kaufmann zu hören bekommen. Ein anderes Bild gibt uns die 1522 erschienene Sammlung von Schwänken, die Johannes Pauli unter dem Titel „Schimpf und Ernst“ herausgegeben hat. Was er uns vom

Kaufmannsstand zu sagen weiß, beschäftigt sich zum Teil mit den uns aus den Fastnachtsspielen bekannten Ehebruchaffären. Der verheiratete Kaufmann ist das Opfer seines Berufs; kommt er von der Reise zurück, schreit ein fremdes Kind in der Wiege. Ein anderer Schwank zeigt uns einen Kaufmann, der die Gastfreundschaft eines Edelmannes genießt, oder wir lesen von einem Handelsmann, der im Sterben liegt, seine Seele nicht halten kann und sie schließlich dem Teufel verschreibt, dem er sie ja, wie der Autor bemerkt, schon zu Lebzeiten verkauft hatte mit Wucher und falschem Gewerbe.

Auch bei Wickram erfahren wir über den Kaufmannsstand eigentlich wenig. Es mag sein, daß seine sonst keinen Stand schonende Satire durch den Zweck des Buches, das den Kaufleuten gewidmet war, etwas gemildert oder eingeschüchtert wurde. Auch ist der Antisemitismus bei Wickram bedeutend schwächer als bei seinen Vorgängern. Somit verschont er den Juden als Kaufmann in einer dieser Zeit eher widersprechenden Art. Erscheinen im „Rollwagenbüchlein“ die Bauern als dick, dumm und gefräßig, so ist ihnen der Kaufmann weit überlegen. „Sed elusus est a mercatore“ ist das Ergebnis des Schwankes „Von einem beyerischen bauern, der neun Tag ein lässer was“. Oder Wickram stellt einem einfältigen Bauern, der beim Anblick einer mit Blut übermalten Christusfigur ein Vaterunser stammelt, um zuguterletzt seinem Herrgott den wohlgemeinten Rat zu erteilen: „Laß dir's ein wißgung sein und kumb nit mehr unter die schnöden bösen Juden“, einen Heringsverkäufer gegenüber, der sich vor einem jammervollen Christusbild den Wiß gestattet: „Ach du lieber herrgott, wan du auch häring hattest feyl gehabt, so kuntestu nicht wol übler sehen.“ Ja, die Schlaueit eines seiner Kaufleute wird diesem zur Lebensretterin: Während sich alle seine Genossen, von Räubern überfallen, ihr Hab und Gut im Stiche lassend, flüchten, bleibt er, auf Gott vertrauend, bei seiner Ware stehen. Wie aber die Räuber sich anschicken, die Samt- und Seidenballen mit Spießsen abzumessen, fängt er laut an zu lachen über die lange Elle und empfiehlt den Banditen, sich mit diesem Maß ja auf keinem Markte sehen zu lassen. Da müssen die Räuber lachen, zollen seiner Rede Beifall und lassen ihm Waren und Leben.

Wenn Luther gegen die Fugger loszieht, sehen wir, wie Wickram, im Gegensatz, auch ihre guten Eigenschaften herauszufinden weiß.

Die Herausgeber des „Wunderhorn“, Arnim und Brentano, haben die Erzählung in der Vorrede, der Widmung an Goethe, wieder verwertet. Es ist die Geschichte vom armen Sänger Grünewald, der in Augsburg seine Wirtszsche nicht bezahlen kann. In seiner Verzweiflung dichtet er ein Lied und geht damit zum reichen Fugger, der des Sängers Krankheit bald erkennt:

„Dem würt thet bald bezalen
Der edel Fucker gut
Mein schuld ganz überalle,
Das macht mir leichten mut.“

Ich schwang mich zu dem Thor hinaus;
 Alldu, du laufiger würde,
 Ich kumm dir nimm ins Hausf."

Hans Wilhelm Kirchhofs „Wendunmuth“ streift in seinem Schwanke „Ein Junker will einen Kaufmann verspotten“ wieder das kaufmännische Eheproblem. Der Junker wirft dem Kaufmann die Untreue der Kaufmannsfrauen vor, die während der Abwesenheit ihres Gemahls junge feine Gesellen, zum Teil von Adel, in die Tür schlüpfen lassen, „daher es kompt denn, daß die Bürger so hübsche Kinder haben“. Dem Kaufmann scheint das immer noch ganz gut, so kommen wenigstens, meint er, „grade leut“ auf die Welt, während hinter den Schloßmauern die Ritterdamen von Narren, Köchen und Stallknechten versehen werden.

Aber auch das Drama der folgenden Periode weiß wenig zu sagen über den Kaufmann und sein Leben. Hans Sachs gibt sich viel zu viel mit den Bauern und der Geistlichkeit ab, als daß er für den Handelsstand noch etwas übrig hätte. Dann und wann freilich läßt er auch diesen zu Worte kommen. So dichtet Sachs anno salutis 1526 seinen „Mercurius, ein got der Kaufleute“. Merkur erklärt sein Verhältnis zum Kaufmann oder vergleicht dessen hauptsächlichste Eigenschaften mit der Kleidung des Gottes. So bedeuten z. B. die Flügel Merkurs, daß der Kaufmann allezeit bereit sein muß zu reiten, fahren, laufen, wandern, von einem Land ins andere:

„In Osterreich, Ungern, Prabant,
 In Francken, Schwaben und Welschland,
 In Meichsen, Schlesing, Poln und Neußen,
 In Steurmark, Beham, Schweiz und Preußen . . .
 Wo er nur gelt zu gewinnen weiß.
 Im Winter kalt, im Sommer heiß,
 Durch schnee, regen, wetter, wind
 Muß er sein unverdroffen, gschwind,
 Durch berg und thal, wasser und schram,
 Durch mörder, rauber und schnaphan,
 Die auff ihn lauschen in der hecken
 Und ihm ein summa gelt abschrecken,
 Wider ehr und recht unverschampt.
 Solch gar ein kauffmann alle-sampt
 Verachten muß wie Kindes-werck.
 Und muß pawen meß und die märck,
 Auf daß sein handel geh für sich . . .“

Merkurs Helm bedeutet, daß des Kaufmanns Handel „still“, d. h. verschwiegen sein muß usw. Doch, sagt Merkur, werde der Gott der Kaufleute oft auch für einen großen Gott der Diebe gehalten, da zwischen Dieb und Kaufmann nahe verwandtschaftliche Beziehungen bestünden. In den Kreis solcher Verwandtschaft gehört ein falscher Kaufmann, der sich nur ganz dem Geiz ergibt:

„Ein kauffmann, der ehrlich handelt,
Niemand betreuget, redlich wandelt,
Nimpt einen gleichen pfennig zu gwin,
Nehrt also vil leut mit ihm hin,
Und strebt nicht geiziglich nach gelt,
Der besteht vor got und der welt.“

In hübschen, gut gewählten Farben, mit einem für die Sächsische Manier charakteristischen Grundton, zeichnet Sachs auch seine Fabel „Vom Krämer und den Affen“:

Ein Krämer zieht zur Messe. Von der Hitze in den Wald getrieben, legt er sich dort am Rande eines Bächleins nieder, um einen Schlaf zu tun. Kaum aber hat er die Augen geschlossen, als ein Affe dies bemerkt, der nun nichts Eiligeres zu tun weiß, als seine Mitaffen herbeizulocken. Der Krämerkorb wird unbarmherzig geplündert, die Pfeifen, Schlötterlein, Gürtel, Nestel, Kinder-täschchen, Spiegel, Kämmе, Lebkuchen, Zucker und alles, was des Korbes Inhalt ist, wird an den Nesten der Bäume aufgehängt. Während diese Verwüstung vor sich geht, hat der Krämer seinen schönsten Lebensraum: er hat auf der Dorfkirchweih seinen Kram aufgestellt, das Volk drängt und stößt sich drum herum, und er macht die glänzendsten Geschäfte. Da begeht ein Affe die Unliebenswürdigkeit, seinen tierischen Gefühlen freien Lauf zu lassen, indem er sich als Zielscheibe des Krämers Hut und Ohr ausucht. Dieser erwacht darob und sieht seinen Schaden. Und so, sagt Hans Sachs in seiner erklärenden Nachrede, geht es in dieser Zeit manchem sich kümmerlich ernährenden Mann. Wie es freche Affen gibt, so auch deren würdige Nachkommen, die Menschen, die einem oft den Handel verunglimpfen.

Mitteilungen über die schon damals in Kaufmannskreisen übliche Sitte des Lehrvertrags gibt Hans Sachs in der Person des Junkers Engelhart in seiner „Klag der sechzehn ordensleut“. Junker Engelhart möchte gar zu gerne heiraten, ist jedoch durch den ihn auf drei Jahre bindenden Vertrag, den er mit seinem Herrn abgeschlossen, daran verhindert. Auch bei Sachs beklagt sich der Krämer über schlechte Zeiten: „Hauptgut und gewinn gehen mit der zehrung hin“, auch bei ihm finden wir das Motiv, das auf dem Verhältnis zu Mann und Frau fußt und das sich sowohl durch die meisten Fastnachtsspiele als auch durch die Schwankerzählungen hindurchzieht.

In einem vermutlich um 1540 entstandenen Stück spielt der Kaufmann ausnahmsweise wieder einmal die Hauptrolle: im „Mercator“ des Thomas Naogeorgius oder, wie er sich sonst nannte, Kirchmeier von Straubingen. Das Stück hat sein Vorbild in den katholischen Moralitäten, hauptsächlich im „Homulus“, gesehen. Naogeorg benutzt die daraus geschöpften Lehren, nur dreht er den Spieß um und wendet die Spitze seiner Waffe schroff gegen die katholische Glaubenslehre. Aus den katholischen Glaubenssätzen, welche den Gnadeweg in den Himmel zeigten, formt er seine protestantische Rechtfertigungslehre. Und das Eigentümliche eben ist, daß ein Kaufmann als Mittel zu deren Verkündigung

benutzt wird. Der Kaufmann war eben der Sündenbock. Deshalb und wohl aus keinem andern Grunde hat Naogeorg dem Kaufmann die Hauptrolle auf den Leib geschrieben, denn an keinem andern Stande konnte er die begangenen Sünden in so krasser Weise darstellen.

Frischlin hat den Kaufmann in seinen Dichtungen nicht verwertet, dagegen dann und wann Jakob Nyrer. Hauptsächlich aber kommen in Betracht seine Vorgänger, Lehrer und Zeitgenossen, die englischen Schauspielgesellschaften.

Nyrer überschreitet im allgemeinen den eng abgegrenzten Horizont Hans Sachsens nicht. Dagegen kommen im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Handschriften nach Deutschland, die uns zu Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ führen, vorerst allerdings in vom Original stark abweichenden Auführungen, wie diejenige des „Gottesfürchtigen Kaufmanns von Padua“ und andere, wie der „Jude von Venedig“ oder „Das wohl gesprochene Urteil eines weiblichen Studenten“ aus den Jahren 1607 und 1608, die auch auf Marlowes Einfluß zurückzuführen sind.

„Der Kaufmann von Venedig“, so wie Shakespeare ihn 1594 geschrieben hat, ist erst 1777, am 7. November, in Deutschland, unter Schröder in Hamburg aufgeführt worden.

Der Engländer zeigt uns den Kaufmannsstand in einem andern Licht, als bisher deutsche Dichter es getan. Antonio ist der Großkaufmann, der Repräsentant der Handelsaristokratie, die sich im ausgehenden Mittelalter in der deutschen Hanse und noch weit großartiger in den kleinen Staaten und großen Städten Italiens entwickelt hatte. Wie schöne Worte widmet doch der Dichter Antonios Handelschiffen, die stolz besegelt auf dem Ozean umherfahren:

„Wie Herr'n und reiche Bürger auf der Flut,
Als wären sie das Schaugepräng der See,
Hinwegsehn über kleines Handelsvolk,
Das sie begrüßet, sich vor ihnen neigt,
Wie sie vorbeiziehn mit gewebten Schwingen“.

Dieser Antonio aber ist nur Einer, herausgegriffen aus der Mitte vieler, die nicht nur einem Schiff ihr Gut anvertrauten, deren Vermögen nicht von einem besseren oder schlechteren Jahre abhängig ist.

In Italien haben die Medici auf Grund ihrer Hauptbücher ein Herzogtum erbaut, in Deutschland waren es die Fugger, Welfer und andere Kaufmannsgeschlechter, die ihre Vermögen mit großen siebenstelligen Zahlen einschrieben.

Luther aber hatte nicht falsch prophezeit: Der Bürgerkrieg tobte dreißig Jahre lang durch Deutschland, verheerte die Länder und machte die Städte dem Erdboden gleich. Der Handel, allerdings nicht durch sein eigenes Verschulden, wurde brach gelegt. Den Kaufmannsstand in den literarischen Erzeugnissen dieser Zeit aufzusuchen, wäre kaum lohnenswert. Da war anderes zu tun: das Volk mußte ermuntert, getröstet, die deutsche Sprache von all den fremdländischen Brocken gereinigt werden. Hamburg und Bremen, die beiden

Nordseestädte, waren die einzigen, die all den Verwüstungen durch ihr neutrales Verhalten entrannen. In ihre Mauern flüchtete sich, was noch Leben in sich trug; die Lust und Freude am Dasein, die Arbeit fanden dort fruchtbaren Boden. 1648 wurde der Westfälische Friede geschlossen. War er national-ökonomisch der Kulminationspunkt des Verfalls, so ließ er doch das deutsche Volk wieder zu Atem kommen.

Um Wunden zu heilen, wie der Dreißigjährige Krieg sie geschlagen, dazu waren ganze Generationen notwendig. Während diese ihr Jugend-, Mannes- und Greisenalter durchschritten, beherrschten Holland, England und Frankreich infolge ihrer ausgedehnten Kolonialmacht den Welthandel. Erst der Amerikanische Krieg, das Hinschwinden der Größe Hollands, eröffnete dem neu erwachten Deutschen Reich den überseeischen Handel. Die Deutschen wurden dann erst zu Importeuren von Kolonialwaren, zu Exporteuren deutscher Erzeugnisse nach überseeischen Märkten. Nun traten sie aus dem kleinen Kreis der Agenten, Zwischenhändler, Vermittler hervor zu direkter unbegrenzter Teilnahme am internationalen Verkehr. Auch bedurften sie jetzt keiner zweiten Hand mehr, um mit der neuen Welt zu kommunizieren, sie gingen selbständig an die Erzeugungsorte, tauschten mit den ersten Produzenten, gaben im Welthandel ihrem Vaterlande den Platz, der ihm bisher gefehlt hatte.

Die Satire des siebzehnten Jahrhunderts konnte sich naturgemäß mit dem sich nur langsam wieder erhebenden Handel nicht befassen. Was die Literatur jener Zeit vom Kaufmann und seinem Handel erwähnt, kommt in Flugschriften und in zahlreichen Holz- und Kupferstichen zum Ausdruck, wie wir sie heute im Nürnberger Germanischen Museum noch finden.

Im allgemeinen fließen die Quellen spärlich genug, und wie wir ihnen auch nachgehen, zeigen sie uns den Kaufmannsstand nicht eben im günstigsten Lichte.

Fassen wir noch den Kaufmannsstand ins Auge, wie er am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts in der deutschen Dichtung zutage tritt, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß die Literatur Schuldnerin der Kulturgeschichte geblieben ist. Der Übergang von der Natural- zur Geld- und Kreditwirtschaft, der Aufschwung des früheren Tauschverkehrs zum Kleinhandel und von da zur mächtigen Ausdehnung des Großhandels ist zu rasch und zu blendend gewesen. Die Nachteile, die die Entfaltung des Handels mit sich brachte, kamen zum Vorschein, als man die Vorteile kaum zu ersehen und zu begreifen imstande war. Das Volk hat es nicht verstanden, diesen mächtigen kulturellen Fortschritt mit seinem Leben zu vereinbaren und so kam es denn auch, daß der deutsche Kaufmann jener Zeiten trotz seiner persönlichen Macht und Würde, trotz seinem Einfluß auf das gesamte bürgerliche Leben, als Ursprung und Ursache nationalen Verberbens angesehen wurde. Somit hat auch die Dichtung, der Mund des Volkes, nur spöttisch auf den Kaufmann herabgeschaut, indem sie nur seine Fehler, nicht aber seine Vorzüge erkannte.